

Das Bild des Anderen in der rumäniendeutschen Kinder- und Jugendliteratur bis 1945

Kinga D. Erzse

*Wenn wir uns so sehen würden, wie uns andere sehen –
würde das unsere schlimmsten Befürchtungen über sie bestätigen.*
(Franklin P. Jones)

1. Der Begriff des Anderen

Der Begriff des „Anderen“ wird in der einschlägigen Literatur meistens synonym mit den Begriffen „Alterität“ bzw. „Fremdheit“ verwendet. Mit dem Thema *Fremdheit* hat sich seit Beginn der 70er Jahre eine steigende Zahl von Veröffentlichungen beschäftigt, was auf einen einsetzenden Umdenkungsprozess hindeutet. Das Prinzip der Gleichberechtigung des Eigenen und des Fremden gewinnt in Europa nach einer langen Periode von Ethnozentrismus und Rassismus zunehmend an Bedeutung. Das Erscheinen des Sammelbandes *Kulturthema Fremdheit* (1993) von Alois Wierlacher (Hg.) hat den Begriff *Fremdheit* zum Untersuchungsgegenstand der neu etablierten kulturwissenschaftlichen Xenologie gemacht. Auch in der modernen Kinder- und Jugendliteratur finden die Begegnungen mit dem Fremdem, mit dem „*Anderssein des anderen*“ (Büker; Kammler 2003, S. 7) einen Niederschlag.

„Sie bietet konkrete Beispiele für die Konstruktion des Fremden und Anderen, zeigt Missstände und oft auch Lösungsperspektiven auf und lässt vermittelt des für sie typischen literarischen Innenblicks die subjektive Seite der Fremdheitserfahrung zu Tage treten.“ (ebd.)

Corinna Albrecht (2003, S. 234) zufolge vereint das Wort ‚fremd‘ folgende Bedeutungen in sich:

1. *„einem anderen Land, Volk, Ort, einer anderen Gegend, Stadt, Familie angehörend, aus einem anderen Land, Volk, Ort, einer anderen Gegend etc. stammend, von anderer Herkunft;*
2. *einem anderen gehörend, einen anderen angehend, betreffend;*
3. *nicht bekannt, nicht vertraut, unbekannt, unvertraut, ungewohnt, andersgeartet, neu, ungeläufig;*
4. *nicht zu etwas, jemandem passend, andersartig, fremdartig, seltsam.“*

Sie weist darauf hin, dass die ersten beiden Bedeutungsvarianten ein Zugehörigkeits- bzw. Nichtzugehörigkeitsverhältnis umschreiben. Die dritte Variante stützt sich eher auf den

Bereich der Kognition, während die vierte die Nichterfüllung einer „Normalitätserwartung“ (ebd.) darstellt.

Aus diesen Erklärungen ist klar ersichtlich, dass der Terminus eher negativ belegt ist. Zahlreiche Untersuchungen haben bewiesen, dass *Fremdheit* bzw. *Anderssein* sehr oft mit Misstrauen, sogar Angst verbunden ist. Was meistens unter dem Begriff ‚fremd‘ verstanden bzw. wie damit umgegangen wird, versucht auch Karl Kaser (2003, S. 48) zu verdeutlichen:

„Fremde bilden vielfach Gegenpole des Eigenen, sie können das Feindliche und Böse verkörpern und außerdem das eigene

Selbstverständnis bedrohen. Sie sind grundsätzlich negativ definiert, gehören nicht der eigenen Gruppe an, und daher können sie auch nicht an den Rechten dieser Gruppe partizipieren. So können sie gefügig gemacht, assimiliert, marginalisiert oder ausgestoßen werden. Allerdings: das Fremde ist ambivalent, es muss nicht bloß abstoßend, es kann auch anziehend und faszinierend wirken. Es ist die eigene Kultur, in der die Wahrnehmung des Fremden und das eigene Fremdheitsgefühl wurzeln. Fremdenfurcht oder –hass bedarf keiner realen Erfahrung und setzt sich gegen jede Vernunft durch. Der Umgang mit dem Fremden ist von den eigenen Interessen bestimmt. Das heißt, wir machen uns ein negatives oder positives Bild vom anderen Fremden, je nachdem, was in unserem Interesse ist; wir erfinden das Fremde.“

Auch Albrecht ist der Meinung, dass die Bezeichnung „*der, die, das Fremde*“ sich schwer als eine objektive oder neutrale Kategorie gebrauchen lasse, weil daran Emotionen und Bewertungen geknüpft seien, „*die den Umgang mit Fremden zu einer ‚Gesinnungsfrage‘ machen*“ (Albrecht 1997 a, S. 81) *Fremdheit* kann also als eine relative Größe gesehen werden. Albrecht zufolge drückt die Kategorie *Fremde* immer ein Verhältnis oder eine Beziehung aus.

„Jemanden oder etwas als fremd zu bezeichnen ist demzufolge Ausdruck eines Verhältnisses, in dem eine Person sich selbst gegenüber einer anderen Person, einer Sache oder Situation sieht, bzw. eine Person, Sache oder Situation wird damit im Verhältnis zu ihrer augenblicklichen Umgebung erfasst.“ (ebd., S. 85)

Der Begriff der *Fremdheit* bzw. des *Anderen* steht in enger Verbindung mit dem des *Eigenen*. Es wird immer vom Eigenen ausgegangen, mit dem Eigenen verglichen.

„Erst über die Bezeichnung einer Person, Sache oder Situation als fremd wird das jeweils Eigene konturiert, und umgekehrt (...). Die

wechselseitige Grenzziehung zwischen diesen beiden Bereichen ist fließend, dynamisch und Wandlungen unterworfen.“ (ebd., S. 86)

An den beiden Polen dieses Vorgangs stehen also die Oppositionspaare „eigen und vertraut“ bzw. „anders und fremd“ (vgl. Biti 2001, S. 42). Giesen (1993, S. 86) zufolge liegt der Kluft zwischen diesen beiden Kategorien eine gewisse Verständigungs- bzw. Vergemeinschaftungssperre zugrunde. Ohne die existierenden Verständigungshindernisse würde das Fremde dank des schnellen Wandels zum Vertrauten gar nicht mehr als solches wahrgenommen werden. Auch Büker und Kammler (2003, S. 8) weisen darauf hin, dass es sich im Prozess des „*Wahrnehmens, Deutens und Interpretierens*“ entscheide, inwieweit Andersheit (besser: Anderssein) zur Fremdheit werde. Dennoch sind die Fälle eher selten, in welchen der Kontakt mit physiologischer, psychischer oder kultureller Verschiedenheit keine Erfahrung von Fremdheit beinhaltet. Aus diesem Grund schließe ich mich in dieser Arbeit dem Habitus der meisten Theorieansätze an und gebrauche die Begriffe des Fremden und Anderen synonym.

In Anlehnung an Waldenfels (1997, S. 72) unterscheiden Büker und Kammler (2003, S. 9) hinsichtlich der Fülle unterschiedlicher Alteritätserfahrungen, mit denen der Mensch konfrontiert wird, verschiedene „*Steigerungsgrade der Fremdheit*“. Unter der „*alltägliche[n] und normale[n] Form*“ verstehen sie „*das Fremde innerhalb der eigenen Ordnung*“ (ebd.), d.h. Menschen, die Teil unseres alltäglichen Lebens sind, die jedoch in gewisser Weise anonym bleiben: die KassiererIn, der Postbeamte, der Schüler aus der Parallelklasse usw. Die Stufe der „*strukturelle[n] Fremdheit*“ umfasst ihnen zufolge „*das Fremde außerhalb einer uns vertrauten Ordnung*“ (ebd.), d.h. die andere Sprache, die fremden Sitten und Bräuche, die Unterschiede zwischen den Generationen usw. Zu der „*radikalen Form der Fremdheit*“ zählen

sie Phänomene, „*die sich jeglicher kulturellen Ordnung entziehen*“, d.h. „*der Schlaf, der Eros, der Rausch oder der Tod.*“ (ebd.)

Hinsichtlich des Verhältnisses zum Anderen bzw. Fremden unterscheidet Dörrich (1998, S. 9f) u.a. drei Syndrome, an denen sichtbar wird, ob Auseinandersetzungen mit dem Anderen ausgeklammert, verharmlost oder als exotische Zufluchtskulissen erwünscht werden: das Vermeidungssyndrom, das Harmonisierungssyndrom und das Abenteuerersyndrom.

Um auf das Synonympaar „Fremdheit – Anderssein“ noch einmal zurückzukommen, sollte hier noch festgehalten werden, dass es in einer feineren Untersuchung doch zu unterschiedlichen Nuancen kommen kann. Das Wort „*fremd*“ bringt unter Umständen eine negative emotionale Komponente in die Analyse. Es impliziert ein größeres Maß an Intoleranz und sozialer Distanz, während „*Anderssein*“ nicht unbedingt in Ausgrenzung und Inakzeptanz resultieren muss. Solche Schattierungen werden jedoch an den konkreten literarischen Beispielen am besten verdeutlicht.

2. Das Bild des Anderen in der rumäniendeutschen Kinder- und Jugendliteratur bis 1945

Der Begriff des „*Anderen*“ bzw. „*Fremden*“ entspricht im weit gefassten Sinne dem des Außenseiters oder kann mit dem der Minderheit gleichgesetzt werden. Das Andere bzw. Fremde wird in den wenigsten Fällen von Anfang an mit offenen Armen in die normentsprechenden Reihen der Gesellschaft aufgenommen. Auf dem Weg zur Integration und Anerkennung wird es diskriminiert und muss Vorurteile bekämpfen, die

„(...) *in keiner Weise systematisch überprüft worden sind, (...), die meist bereits in der frühen Kindheit von der Umwelt übernommen und*

internalisiert worden sind, deren Motive unbewußt sind und oft der kritischen Überprüfung durch die Vernunft auch gar nicht mehr zugänglich sind.“ (Hau 1979, S. 18)

Im Mittelpunkt steht hier das Bild des Anderen, verstanden als ethnische Minderheit, wie es in der rumäniendeutschen Kinder- und Jugendliteratur zwischen 1918-1944 widerspiegelt wird. Es soll in erster Reihe untersucht werden, ob und inwieweit die sich heutzutage immer deutlicher abzeichnende Tendenz zur Gleichberechtigung des Eigenen und des Fremden in der rumäniendeutschen Kinder- und Jugendliteratur der genannten Zeitspanne vorhanden war.

Als Ausgangspunkt meiner Recherchen dienten hauptsächlich das in sächsischer Mundart verfasste Buch *„Geschichte vum Tschiripik uch ânder lastich Zegunemeeren“* von Adolf Schullerus (1928), die Abenteuererzählungen von Julius Theiß, die meist in sächsischer Mundart verfassten Kunstmärchen und Singspiele von Anna Schuller-Schullerus, die Kunstmärchen von Stefan Heinz (Hans Kehrer). Als besonders hilfreich erwiesen sich Adolf Schullerus' *„Verzeichnis der rumänischen Märchen und Märchenvarianten“* (1928) und sein *„Siebenbürgisches Märchenbuch“* (1930). Hinzu kommen noch Misch Orends *„Schnurren und Späße aus Siebenbürgen“* (1943) und Josef Haltrichs *„Deutsche Volksmärchen aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen“* (1882), die später von Hanni Markel unter dem ähnlichen Titel *„Sächsische Volksmärchen aus Siebenbürgen“* (1972) herausgegeben wurden. Da erst ab 1918 von einer rumäniendeutschen Kinder- und Jugendliteratur gesprochen werden kann, kam beim Zusammenstellen des Textkorpus' bald das Dilemma auf, ob die Behandlung solcher Texte, die vor 1918 geschrieben oder solcher, die nach 1945 wiederveröffentlicht wurden, in diesem Abschnitt rechtfertigt sei. Dies war auch der Fall des in sächsischer Mundart herausgegebenes Bilderbuchs *„De saksesch Wält e Wirt uch Beld“* von Helene Platz und Berta Stegmann, zuerst 1912 und

dann 1971 wieder erschienen, sowie auch von Pauline Schullerus' *„Rumänische[n] Volksmärchen aus dem mittleren Harbachtal“*. Sie sind zwar im Sammelband erst 1977 veröffentlicht worden, waren aber schon 1905 in zwei Heften der Zeitschrift *„Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde“* in Hermannstadt erschienen. Die Entdeckung zahlreicher solcher Märchen und Sagen als Veröffentlichungen der Siebenbürgischen Zeitschrift *„Klingsor“*, die ganz und gar der hier untersuchten Zeitspanne entspricht¹, brachte auch die lang gesuchte Rechtfertigung der für das geplante Vorhaben äußerst fruchtbaren Märchen. Ein zusätzliches Argument liegt in der *„Beharrlichkeit und Langfristigkeit“* (Krekovièová 1998, S. 9) der bestehenden Bilder des Anderen. Es ist also sicherlich nicht falsch, davon auszugehen, dass sich die 1905 existierenden nationalen Clichés (deutsch: Klischees) und Stereotypen bis 1918, als die Grenzen neu gezogen wurden, nicht verändert haben.

Eine erste der oben erwähnten kinderliterarischen Texte führte zur Feststellung, dass sich das Bild des Zigeuners dank seiner zahlreichen Auftritte schon sehr bald umreißen lässt. Die Hauptquelle bilden Adolf Schullerus' *„Geschichten vom Tschiripik“*, in deren Mittelpunkt ein Zigeunerjunge und dessen Familie steht aber auch Pauline Schullerus' *„Rumänische Volksmärchen aus dem mittleren Harbachtal“* bergen viele Zigeunergeschichten, die das Bild der Roma konturieren. Nicht nur Titel wie *„Der Zigeuner mit dem Speck“*, *„Der Zigeuner und seine sieben Söhne“*, *„Der Zigeunerpfarrer“* geben Hinweise über die zu erforschende Welt der Roma, sondern auch Märchen wie *„Die Tochter des Schweinehirten“*, welche das Lösen des Rätsels hinter den Titeln (oder: dem Titel) verbergen. Desgleichen sind auch in Adolf Schullerus' *„Siebenbürgisches Märchenbuch“* sowie in Misch Orends *„Schnurren und Späße aus Siebenbürgen“* und Josef Haltrichs *„Sächsische[n] Volksmärchen aus Siebenbürgen“* viele Puzzlestückchen zu entdecken, aus denen sich schließlich das Bild des Zigeuners zusammenbasteln lässt.

In der vorliegenden Arbeit wird hauptsächlich auf das Bild des Zigeuners eingegangen.

2. 1. Das Bild des Zigeuners

Denkt man ohne weitere Vorüberlegungen an den Zigeuner, kommen bald tief verankerte Klischees auf, die ihren Niederschlag in vielen sprachlichen Stereotypen gefunden haben. Nicht nur im Deutschen ist der Ausdruck „*Du bist schwarz wie ein Zigeuner*“ bekannt, im Ungarischen beschimpft man jemanden, der lügt oder betrügt mit dem Satz „*Cigány vagy!*“ („Du bist ein Zigeuner“)², Unordnung und Schmutz nennt der Rumäne „*þigãnie*“ („Zigeunerei“) und unartigen Kindern droht man seit undenklichen Zeiten mit „*Es kommt der Zigeuner und steckt dich in einen Sack*“. In einer viel kleineren Anzahl sind aber auch positive Stereotype in Wendungen festgehalten. So bewundert man eine atemberaubend schöne Frau mit dem ungarischen Ausdruck „*cigãnyszépség*“ („Zigeunerschönheit“), lobt einen begabten Musiker oder feurigen Tänzer mit dem Satz „*Cigányvér van benne*“ („Er hat Zigeunerblut in sich“) und sagt anerkennend „*Cigánylánýt csókolt*“ („Er hat ein Zigeunermädchen geküsst“), wenn jemandem das Feuermachen aufs Erste gelingt.

Der Zigeuner wird durch Stereotypen ambivalent wahrgenommen. Als Ausgangspunkt dieses Unterfangens soll deshalb ein von Wissenschaftlern umrissenes Abbild der Zigeuner dienen, deren Schilderungen mit den in den Märchen und anderen Texten vorkommenden positiven Stereotypen bzw. mit den vorherrschenden Zerrbildern verglichen werden können. Hauptakzent fällt dabei auf Artikel und Beiträge, deren Erscheinungsdatum unserer Zielperiode entspricht, um dadurch den Hintergrund der durchzuführenden Analyse besser vorbereiten zu können. Desgleichen sind eher solche Untersuchungen bzw. deren Teile herangezogen worden, die sich

mit den Zigeunern aus Siebenbürgen in der Zeitspanne 1918 – 1944 befassen, um somit die Gefahr unnötiger Ausuferungen zu vermeiden. In diesem Kontext seien vor allem die Arbeiten von Erwin Wittstock (1927), Julius Teutsch (1933) und Emil Witting (1935) erwähnt. Beim Abstecken des theoretischen Rahmens erwiesen sich die Arbeiten von Viorel Achim (1998) und Lucian Nastasă, Andrea Varga (2001) als besonders nützlich.

2.1.1. Wer sind die Zigeuner?

Es sei hier gleich festgehalten, dass sich diese Untersuchung nicht um eine lückenlose Darbietung hinsichtlich ihrer Herkunft, Sprache und Geschichte bemüht, sondern eher an jenen Lebensgewohnheiten und Traditionen interessiert ist, aus welchen die für diese Minderheit spezifischen Merkmale hervorgehen und anhand derer die Bildung zahlreicher Vorurteile, Ängste aber auch Vorlieben vor allem auf literarischer Ebene rückverfolgt werden kann.

Das deutsche Universalwörterbuch (Duden) definiert das Wort „Zigeuner“ wie folgt:

„1. Angehöriger eines über viele Länder verstreut lebenden, meist nicht sesshaften u. mit seinen Wohnwagen o. Ä. umherziehenden Volkes (Bez. wird von den Betreffenden selbst oft als abwertend empfunden; vgl. Rom, Sinto). 2. (ugs.) jmd., der ein unstabiles Leben führt, wie ein Zigeuner lebt.“

Darauf, dass das Wort „Zigeuner“ nicht überall üblich ist, weist unter anderen Wissenschaftlern auch Julius Teutsch (1933, S.101) hin. Er vermutet seine Abstammung aus dem Griechischen, woher es die Bulgaren („*ciganin*“), die Italiener („*zigano*“), die Rumänen („*bigan*“), die Ungarn („*cigány*“), die Siebenbürger Sachsen („*zigunn*“) und die Deutschen übernommen haben könnten. In

Frankreich habe sich jedoch der Name „*bohémien*“, in England „*gypsy*“ und in Spanien „*gitano*“ eingebürgert, in Abhängigkeit davon, wo die Herkunft der Einwanderer vorausgesetzt wurde.

„*Rom*“ (Mann) und „*Sinto*“ (Genosse)³ gelten als Selbstbezeichnungen, werden aber in der sich neutral verstehenden Wissenschaftssprache immer häufiger übernommen, um negative Konnotationen auszuschließen. In Anlehnung an diese Tendenz besteht auch hier diese Bemühung. Dennoch wird in dieser Arbeit dem Wort „*Zigeuner*“ keinerlei negative Nebenbedeutung zuerkannt und mit der Benennung „*Rom*“ synonym gebraucht.

Was über die ältere Geschichte der Roma bekannt ist, sei laut Achim (1998, S.15) der Linguistik zu verdanken. Im 18. Jahrhundert habe die Vergleichende Philologie die Ähnlichkeiten zwischen Romanes, der von den Zigeunern gesprochenen Sprache, und dem Sanskrit entdeckt. Dieser Spur nachgehend wurde bewiesen, dass die Sprache dieser Minderheit zur indogermanischen Sprachfamilie gehört und, dass die Urheimat der Roma Indien war. Trotz vieler wissenschaftlicher Bemühungen konnte weder die genaue Abstammungsregion, noch der Auswanderungszeitpunkt bestimmt werden. Tatsache ist Teutsch zufolge (1933, S.101), dass ihr Dasein in Europa schon ab dem 9. Jahrhundert nachgewiesen werden kann. Interessanterweise konnte die Linguistik die Migrationsrouten der Roma in großen Linien nachzeichnen. Achim (1998, S.16) hebt das Verdienst des berühmten Linguisten Franz Miklosich hervor, der die zahlreichen fremdsprachlichen Entlehnungen, die im Romanes überlebt haben, als Wegweiser verwendete. Er stellte fest, dass dieses Volk auf seinem langen Weg von Indien nach Europa durch Persien, das Alte Armenien, Kleinasien, das Byzantinische Imperium, die Balkanhalbinsel gekommen sein muss. In den Romadialekten aus England, Polen, Russland, Finnland und Skandinavien wies er letztendlich auch germanische Elemente nach. Seine Schlussfolgerungen wurden im Nachhinein von den geschichtlichen Untersuchungen bestätigt.

Achim (ebd., S. 21) zufolge wurden die Roma 1385 zum ersten Mal auf dem Gebiet Rumäniens urkundlich erwähnt. Was Siebenbürgen betrifft, das Gebiet, worauf sich auch dieses Unterfangen beschränken möchte, so sollen die Roma Ende des 14. Jahrhunderts aus den Rumänischen Ländern eingewandert sein. Ihre Kontinuität auf diesem Gebiet wird von zahlreichen Forschungen bewiesen. Einige angeführten Beispiele seien hier von Achim (ebd., S.27) übernommen:

„În 1564, referindu-se la Secuime, italianul Giovanandrea Gromo arată că <printre ei [secui – n.V. A] locuie^ote un mare număr de țigani, de care se slujesc pentru a lucra pământul>. La un secol distanță, Laurentius Toppeltinus arată că ei se găsesc în Transilvania în număr foarte mare. Ora^oele transilvănene mai mari aveau fiecare propria <țigănie>, de regulă în afara zidurilor ora^oului. Aceste a^oezări erau construite din lemn, încât la nevoie conducerea ora^oului putea proceda u^oor la distrugerea lor ^oi la alungarea țiganilor. Țigani găsim ^oi în unele sate, a^oezări pe mo^oia unui nobil ^oi transformați în iobagi. În secolele XVI-XVII în Transilvania o mare parte a țiganilor era deja sedentarizată. Nomadismul unora a continuat însă chiar până în secolul XX.”

1564, sich auf die Sekler beziehend, zeigte der Italiener Giovanandrea Gromo, dass „unter ihnen [den Seklern] eine große Anzahl Zigeuner wohnt, derer sie sich zwecks Feldarbeit bedienen.“ Im Abstand von einem Jahrhundert zeigt Laurentius Toppeltinus, dass sie in Siebenbürgen in großer Zahl zu finden sind. Jede größere Siebenbürgische Stadt hatte ihre eigene Zigeuneransiedlung, meistens außerhalb der Stadtmauern. Diese Siedlungen waren aus Holz gebaut, so dass die Leitung der Stadt notfalls leicht deren Zerstörung und das Verjagen der Zigeuner anordnen konnte. Zigeuner finden wir auch in manchen Dörfern, auf dem Grundbesitz eines Adligen angesiedelt und in Leibeigene umgewandelt. Im XVI. und XVII. Jahrhundert war in Siebenbürgen ein Großteil der Zigeuner schon sesshaft. Der Nomadismus wurde von manchen jedoch bis ins XX. Jahrhundert weitergeführt.⁴

Aus diesen Beispielen geht nicht nur ihre Anwesenheit hervor, sondern auch ihr sozialer Status. Als Leibeigene bis zur Hälfte des 19. Jahrhunderts⁵ waren sie immer diskriminierte Außenseiter. Alexandru Zub lässt in seinem Vorwort zur Arbeit „*Minoritățile etnoculturale. Mărturii documentare. Țigani din România (1919 – 1944)*“ (Nastasă; Varga 2001, S. 8) einen großen Teil der Schuld am heutigen negativen Bild der Roma der Gesellschaft zukommen:

„ (...) trăind îndelung la marginea societății, disprețuiți și oprimați în fel și chip, țiganii au ajuns să aibă o psihologie specifică, de minoritari vagabonzi, una respinsă frecvent de populația majoritară, care invită tot mai insistent la armonizarea comportamentală cu ansamblul.”

„ (...) lange am Rande der Gesellschaft lebend, auf jede Weise verachtet und unterdrückt, sind die Zigeuner dazu gekommen, eine spezifische Psychologie zu haben, jene einer umherstreifenden Minderheit, eine, welche von der Mehrheitsbevölkerung oft abgelehnt wird, die immer dringender zur Harmonisierung des Verhaltens mit dem Ganzen einlädt.”⁶

Die Befreiung von der Leibeigenschaft Mitte des 19. Jahrhunderts brachte keine gesellschaftliche Emanzipation mit sich. Viele der behördlichen Versuche, die Roma an das Land bzw. an die Landwirtschaft zu binden, scheiterten und führten zur weiteren Marginalisierung dieser Minderheit. Lange Zeit galt die Aufmerksamkeit der Gesellschaft nur einigen malerischen Aspekten ihrer Lebensweise. Die erste den Zigeunern gewidmete wissenschaftliche Arbeit, Mihail Kogălniceanus „*Esquisse sur l'histoire, les mœurs et la langue des Cigains*“ erschien 1837 in Berlin und wurde 1840 ins Deutsche übersetzt. Erst in der Zwischenkriegszeit folgten ihr andere wertvolle Forschungen im Bereich der Tsiganologie, wie zum Beispiel die von George Potra „*Contribuțiuni la istoricul țiganilor din România*“ (1939) und

Ion Chelcea „*Pigania din România. Monografie etnografică*“ (1944)⁷

Auch rumäniendeutsche Wissenschaftler setzten sich in dieser Zeitspanne mit dem Thema auseinander. Julius Teutsch liefert in seinem Aufsatz „*Die Siebenbürgischen Wanderzigeuner*“ einen Überblick über deren Herkunft und einen kurzen Einblick in ihre Lebensgewohnheiten. Er unterscheidet in Siebenbürgen vier Romastämme: „*1. Kukuja, 2. Lëila, 3. Aschani, 4. Tschale*“ (1933, S. 102). Diese sind ihm zufolge je einem über große Macht verfügenden Woywoden untergeordnet. Die Stämme unterteilt er wiederum in „*Truppen*“ und „*Sippen (Familien)*“ (ebd.), denen ein „*Häuptling (Vataf oder Schaibidscho)*“ (ebd.) vorsteht. Erwin Witting (1935, S. 99) spricht von „*vier Arten von Zigeunern*“ und schildert vier Gruppen, die sich durch deren Ansässigkeitsgrad voneinander differenzieren. Die erste Gruppe sind bei ihm die „*Kortorar (Zelter)*“ (ebd.), die das ganze Jahr über herumwandern und sich nur in den harten Wintermonaten in ihre Erdhütten niederlassen.

„*Sonst leben sie beim Durchzug durch die Dörfer von Bettelei, Wahrsagen, Heilen beherten und kranken Viehs, Gesundbetung, Pferdehandel, wobei sie keine Gelegenheit unbenützt lassen, was leicht ergreifbar und wie herrenlos oder unbewacht im Wege steht, sich kurzer Hand mit langen Fingern anzueignen.*“ (ebd.)

Obwohl er auf deren Verfolgung durch das Gesetz und auf deren Diskriminierung durch die Gesellschaft hinweist, werden auch positive Wesenszüge der Roma erwähnt: „*Im Körperbau sind sie schlank und zart, im Gesicht fein geschnitten, oft geradezu schön.*“ (ebd., S. 100)

Die zweite Gruppe bilden Witting zufolge diejenigen Roma, die den ersten Schritt zur Sesshaftigkeit gemacht haben. Sie seien am

Dorfende oder auf dem Hattert zu finden, wo sie nach ihren Sitten und Bräuchen weiterleben.

„(...) noch haben sie ihre eigene Sprache, den Männern flattern noch lang, ungekürzt die schwarzgeringelten Mähnen unter dem schwarzen Rundhut hervor, sie arbeiten für keinen Menschen, tragen den Kopf immer noch hoch, stolz erhaben; ihr lederumgürtetes Langhemd, die großen Schaftstiefel, der bunte Rock und die bunte Hose bilden noch ihre malerische Tracht (...).“ (ebd.)

Wiederum weist er jedoch auch auf ihre unorthodoxen Gewohnheiten hin: *„Dreist und unverschämt stürzen sie sich auf den Vorbeigehenden, bestürmen ihn mit Bettelei, und wenn er die Geldtasche zieht, greifen ihm die Kinder mitten in sie hinein.“ (ebd., S. 101)*

Einen nächsten Schritt in Richtung Zivilisation wagt laut Witting die dritte Gruppe, was jedoch nicht unbedingt als positive Gegebenheit interpretiert wird:

„Die Männer haben schon die langen Haare aufgegeben, beginnen mit den Weibern in affenartiger Eitelkeit die Volkstracht der Umgebung anzunehmen, ohne aber dabei ihren Hang zum Schreienden, Widerspruchsvollen, Bunten und Knalligen, kurz zum Ungesetzmäßigen, Unrhythmischen, Ordnungslosen aufzugeben. Inmitten einer bescheidenen dörflichen Hemdstickerei platzen plötzlich blutrote Röcke, flammengelbe Kopftücher, prallblaue Schürzen hervor, und dazwischen lechzen die bloßen Brüste, die braunen Beine nach Luft und Licht. Sie sprechen schon frei die Sprache des Dorfes, dabei aber immer noch und hauptsächlich die Sprache des Stammes (...).“ (ebd.)

In der vierten Gruppe sieht Witting die Mitleid erregenden „Gletecore“, d.h. „Ansässige[n], Unfreie Genannten, die ihre

Sprache aufgegeben, - dieses ist der vierte und letzte Abschnitt des Verfalles eines Volkes (...)“ (1935, S. 101)

Witting plädiert in seiner Arbeit für das getrennte Leben der Roma von der zivilisationsorientierten Gesellschaft. Er findet keinen Kompromiss zwischen der unbändigen Lebensweise, den „*dunkeln mythischen, tierischen Triebe[n]*“ der ersteren und der rigiden Ordnungsliebe der letzteren:

„Der Zigeuner ist nur als außenstehender Zigeuner haltbar (...). Die größte Belastung wird aber das Zigeunertum zeitigen, wenn es in die Gesellschaft einzieht. (...) Es ist nicht nur unnötig, sondern schädlich, dass jedermann Städter und Gebildeter sein will – die Welt verträgt den Zigeuner, aber er muss sichtbar bleiben.“ (ebd., S.107)

Julius Teutsch hat sich in seinem Aufsatz „*Die Siebenbürgischen Wanderzigeuner*“ ebenfalls mit dem Spezifikum der Roma auseinandergesetzt. Das Bild, das er von den Roma malt, scheint jedoch eher negativ ausgefallen zu sein. Der Schilderungston scheint von einer gewissen Subjektivität durchnetzt, und die negativen Aspekte in den Vordergrund gerückt. Dennoch soll hier der Dokumentationswert des Aufsatzes nicht angezweifelt werden. Der Autor (1933, S. 102 f) zitiert an mehreren Stellen den berühmten Romaforscher Heinrich von Wislocki⁸:

„Der Charakter des Zigeuners ist keineswegs ein erfreulicher. Ihre moralischen Eigenschaften zeigen eine sonderbare Mischung von Eitelkeit und Gemeinheit, Ziererei, Ernst und wirklicher Leichtfertigkeit, fast gänzlicher Mangel männlichen Urteils und Verstandes, welcher mit harmloser List und Verschlagenheit begleitet ist; dabei zeigen sie noch eine entwürdigende Kriecherei in Tun und Wesen, darauf berechnet, Andere durch List zu übervorteilen; sie nehmen nicht die geringste Rücksicht auf Wahrheit und behaupten und lügen mit einer nie errötenden

Frechheit, da ihnen die Scham gänzlich mangelt. Der Schmerz der Prügel ist ihre einzige Berücksichtigung.“

Teutsch (1933, S. 103) ergänzt Wlislöckis Schilderung mit der Erwähnung ihres „*diebischen Wesen[s]*“, weswegen sie mit dem Gesetz und den Obrigkeiten dauernd auf schlechtem Fuß stehen würden. Auch ihr Verhältnis zu Gott wird als eher unharmonisch beschrieben (ebd.):

„Den <großen Gott>, d.i. den christlichen Gott, liebt der Zigeuner nicht, aber umso mehr fürchtet er ihn. Alles Böse, jedes Unglück das ihn betrifft, schiebt er auf den <großen Gott> und kommt all’ das Unangenehme vielleicht zu dick von <Oben> so scheut er sich nicht, in Verwünschungen und Flüchen sich Luft zu machen.“

Die Beschreibung der Zigeuner unterstreicht die Angst und Abscheu erregenden Elemente:

„Blutzauber ist bei den Zigeunern sehr verbreitet. Es wird neben dem Tierblut oft Menschenblut zu Heil- und Zaubermitteln benützt. In vielen Fällen wird Menstrualblut verwendet. Meiner Meinung nach ist der Blutzauber noch ein Überbleibsel aus der Zeit, wo Menschenopfer dargebracht worden sind.“ (ebd., S. 105)

Andere Aspekte, wie z.B. die Hauptbeschäftigungen der Roma bestätigen die Feststellungen Wittings (1935, S. 100) und Wittstocks (1927, S. 42).

„Der Mann handelt mit Pferden und Schweinen oder ist Schmied oder Musikant, erzeugt Schindeln, Ziegeln, Mulden (Tröge) und Löffel, ist Besenbinder oder verdingt sich im Taglohn als Feld- und Erdarbeiter Die Frau bringt gute Arznei- oder Zaubermittel in den Verkehr, treibt Wahrsagerei aus der Hand oder aus gelegten Karten, Kurpfuscherei, Zauberei, braut Liebestränke, deutet Träume und verdient so ebenfalls.“ (ebd., S. 111)

Die Beschreibung des Berufs bzw. der Geld bringenden Tätigkeiten schließt der anscheinend sachliche Satz: „*Das Lieblingstier des Zigeuners ist das Schwein.*“ (S. 111)

Erwin Wittstocks Analyse „*Von den Zigeunern*“ beschränkt sich auf die eigenen Beobachtungen im Heimatdorf und schildert die Gewohnheiten der angesiedelten Zigeuner, die man „*Kolibaschen*“ nannte, der so genannten Fiskalzigeuner oder „*Bojaschen*“, in denen man die Nachkommen der zigeunerischen Goldwäscher identifizierte und, welche ebenfalls sesshaft lebten und der „*Schattertzigeuner*“, deren Wanderwege das Dorf häufig durchkreuzten.

Interessant ist seine Feststellung, dass diese drei Klassen nicht miteinander verkehrten und, dass sie sich trotz der Diskriminierung seitens der Dorfbewohner auch gegenseitig ausgrenzten. Sie hatten unterschiedliche Beschäftigungen und siedelten an verschiedenen Stellen des Dorfrandes, um den Kontakt so gut wie möglich zu vermeiden.

Im Gegensatz zu Teutsch, scheint Wittstock einige negativen Vorurteile über Roma vernichten oder deren Zustandekommen entschuldigend erklären zu wollen. So zum Beispiel kommt er auf den gefürchteten Kinderdiebstahl zu sprechen und erwähnt den von Maria Theresia erlassenen Befehl „*den Zigeunern die Kinder abzunehmen und unseren christlichen Bürgern zur Erziehung für den Bauerstand zu übergeben*“ (1927, S. 43). Er sucht die negativen Handlungen der Roma nicht zu rechtfertigen aber er lässt die Waage nicht ungerecht ausschlagen.

Aus den kurz angeführten Aufsätzen geht die Existenz bestimmter mentaler Bilder hervor, deren Wurzeln teilweise in einer konkreten historischen Wirklichkeit zu finden sind und teilweise durch Parameter des „*sozialen Gedächtnisses*“ (Krekovièová (1998, S. 10f) erklärt werden können. Dabei spielen tief verankerte Vorurteile

und ein hohes Maß an Mythisierung eine nicht zu vernachlässigende Rolle.

2.1.2. Das Bild des Zigeuners in der rumäniendeutschen Kinder- und Jugendliteratur

In dem nächsten Schritt dieses Unterfangens soll nun untersucht werden, in wieweit diese mentalen Bilder in der rumäniendeutschen Kinder- und Jugendliteratur zwischen 1918 und 1945 einen Niederschlag gefunden haben. Dazu soll ein Merkmalraster dienen, aufgrund dessen sich die Reflexion der Roma in der rumäniendeutschen Kinder- und Jugendliteratur konturiert.

a. Bezeichnung

Wie auch Krekovièová (1998, S. 41) feststellt, erfüllt die Bezeichnung „Zigeuner“ vorwiegend die Rolle eines negativen Sprachstereotypes. In den „*Geschichten vom Tschiripik und andere[n] lustige[n] Zigeunermären*“ von Adolf Schullerus (1928) dienen mit pejorativen Eigenschaftswörtern gepaarte Ausdrücke wie: „böser Zigeuner“ (Schullerus 2005, S.1), „dummer Zigeuner“ (ebd. S. 2), „verfluchter Zigeuner“ (ebd. S. 5, S. 17, S. 29), „elender Zigeuner“ (ebd. S.13), „schlechter Zigeuner“ (ebd. S. 16) als Schimpfwort. Auch in Misch Orends „*Schnurren und Späße[n] aus Siebenbürgen*“ scheut sich der Pfarrer nicht, dem kleinen Dieb mit „*Du verdammter Zigeuner!*“ (ebd. S. 77) zu begegnen.

b. Moralisch-ethische Vorbehalte und andere Gründe der Ausgrenzung

• Diebstahl

Auch rein statistisch gesehen, bringen die meisten Stellen in den untersuchten kinderliterarischen Texten den Zigeuner mit

Diebstählen in Verbindung. Bei Misch Orend beginnen viele seiner Zigeunerspäße in der Art: *„Ein Zigeuner trat abends in ein Haus ein mit der Absicht, etwas wegzutragen, was nicht von selbst mitgehen wollte (...)“* (1943, S. 61)

Ähnlich einleitende Klischees sind auch in Adolf Schullerus Zigeunergeschichten zu finden:

„Ein Zigeuner war einmal in den Weingarten gegangen, um Trauben zu stehlen.“ (1930, S. 155) bzw. bei Josef Haltrich (1972, S. 412): *„Ein Zigeuner wollte eine Speckseite aus einer Kammer stehlen.“*

In einer humorvollen Tonart und durch typische Zigeunernamen personalisiert, stellt er in seinen *„Geschichten vom Tschiripik“* die ganze Zigeunerverwandtschaft vor:

„Gilbu hatte sich mit seinem Buben zu einem Rumänen in den Hof geschlichen, um ein Ferkel zu stehlen“ (Schullerus 2005, S. 8);

„Gestehe wie du das Ross gestohlen hast, sagte der Bezirksrichter zu Druschi“ (ebd.);

„Schoandra hatte seinem Gevatter Hirip ein großes Stück Speck gestohlen.“ (ebd., S. 12);

„Zur Ziege (...) sagte er [Tinku]: <Du, Ziege! Nicht das du mich jetzt verrätst, dass ich das Pferd gestohlen habe!>“ (ebd., S. 18);

„Hirip und Schoandra hatten ein Ferkel gestohlen (...)“ (ebd., S. 25);

„Podu hatte dem Hann ein Schwein gestohlen (...)“ (ebd., S. 27);

„Nikulize war im Weingarten gewesen und hatte Pflaumen gestohlen.“ (ebd., S. 28);

„Georgan war Falten in die Kammer geraten und hatte ihm eine Hälfte Speck vom Schwein gestohlen.“ (ebd., S. 29).

In keinem der Fälle bleiben die kleinen Diebe unentdeckt, doch die Strafe fällt meistens milde aus, da sich die „Helden“ entweder dumm stellen oder sich durch Späße herausreden:

„*Der Bezirksrichter lachte und Druschi kam mit einem halben Jahr davon.*“ (ebd., S. 9)

Dennoch wissen sich die Dorfbewohner zu hüten, „(...) *denn nach den strengen Nachbarschaftsgesetzen durfte sich kein Zigeuner während des Gottesdienstes in der Gemeinde aufhalten.*“ (Orend 1943, S. 68)

• **Lüge und Betrügerei**

Negativ gefärbt wird das Bild des Zigeuners auch durch seine Assoziation mit lügnerischem und betrügerischem Verhalten. Im Märchen „*Der Zigeuner mit dem Speck*“ (Schullerus 1977, S. 187) verspricht der in Not Geratene Gott ein Stück Speck für ein bisschen Licht, um über den Fluss gelangen zu können. Am anderen Ufer sagt er jedoch: „*Ob du leuchtest oder nicht, Speck werde ich dir keinen geben.*“ Genauso bittet er ein anderes Mal um Äste, damit er den ersehnten Honig erreicht und schlussfolgert im Nachhinein: „*Jetzt essen wir auch das Wachs. Wenn wir Gott betrügen, macht das nichts, er hat genug, gut, dass wir oben sind.*“ (ebd., S. 211). In Tschiripiks Familie treibt man es nicht anders: Nikulize möchte von Gott „*einen Blitz vom Himmel*“ und bietet ihm Pflaumen an, doch heil auf dem Boden angekommen, bereut er das Geschäft: „*Blitz oder keiner, Pflaumen bekommst du sicher keine von mir!*“ (Schullerus 2005, S. 29). Dem Rumänen ergeht es ähnlich und ruft ihnen nach: „*Na, wartet nur, ihr Zigeuner, ihr habt mich betrogen (...).*“ (ebd., S.271). Doch auch in diesen Fällen wird den Betrügern mehr Duldsamkeit entgegengebracht, als man erwartet. Bei Adolf Schullerus lässt man den „*lügenhafte[n] Zigeuner*“ (1930, S. 155) bewusst als lächerlicher Dummian (Dummerjan) gelten und nimmt es ihm nicht sehr übel, dass er seine Tat nicht zugibt. Nach den gestohlenen Trauben gefragt, meint dieser, er sei nur wegen seiner „Not“ in den Weingarten gegangen und zeigt auf ein Häuflein

Rossmist. Als ihm der Hüter kopfschüttelnd droht, bestärkt er unschuldig: „*Aber Herr (...), in der Angst mistet der Mensch ja, wie es kommt.*“ (ebd.)

• *Faulheit, Schmeichelei und Bettelei*

Ein zusätzlicher Grund, weswegen der Zigeuner in den analysierten Texten zur Zielscheibe des Spottes wird, ist seine Neigung zum Nichtstun sowie seine steten Versuche, so leicht wie möglich zum täglichen Mahl zu kommen. Durch eine beispielhafte Ausnahme wird im Märchen „*Radu Bolfe*“ auf die Faulheit des Zigeuners hingewiesen: „*Zur Zeit, da die Zigeuner noch nicht so arbeiteten wie jetzt (...) lebte ein Zigeuner (...). Nie war er auch nur auf den Gedanken gekommen, zu stehlen.*“ (Schullerus 1977, S. 496f.) An einer anderen Textstelle sagt der Bauer zum Zigeuner, nachdem er diesem das Frühstück vorserviert hatte: „*Jetzt an die Arbeit!*“ (Schullerus 2005, S. 12) aber „*Tschiripik rührte sich nicht von der Stelle*“ (ebd.). Er verlangt „*(...) nimmersatt, wie der Zigeuner ist, so lange er noch etwas zu beißen sieht (...)*“ (Schullerus 1930, S. 154) hintereinander das Mittagessen und Abendessen und geht nachher unverschämt nach Hause: „*Na so! Gegessen habe ich, die Arbeit finde ich auch ein ander' Mal.*“ (Schullerus 2005, S. 12) Nicht immer wird ihm jedoch dieses Verhalten abgekauft. Als der Zigeunerjunge wieder einmal alles aufgegessen hat und sich mit dem Satz vor der Arbeit drücken will: „*Ich heiße: Zuerst = gut = essen = und = dann = davon*“ (ebd., S.14), bekommt er eine gelassene Antwort, in der sich auch der Bauer vorstellt: „*Hinterm = Zigeuner = und = die Hacke = auf = den Rücken = dass = ihm = die Knochen = krachen. So heiße ich.*“ Auch Druschi aus der bunten Zigeunerfamilie lässt bei der Arbeit auf sich warten. Als der Bauer nachsieht, wieso der Zigeuner bei hellem

Tage noch immer nicht aufgetaucht sei, findet er ihn „*schlafend und schnarchend auf dem Bauch liegen.*“ (ebd., S. 17). Nicht selten greift Adolf Schullerus in den „*Geschichten vom Tschiripik*“ zur feinen Ironie, um diese Wesenszüge hervorzuheben: „*Tschiripiks Onkel war ein außergewöhnlicher Zigeuner gewesen, nicht wie seine Landsleute. Er erschreckte nicht vor der Arbeit (...).*“ Auch in Misch Orends Märchen „*Wie der Zigeuner mähen war*“ macht man sich über diese Eigenschaft lustig: „*Es war einmal ein junger Zigeuner, der sich die Arbeit auch leichter vorstellte, als sie in Wirklichkeit war.*“ (Orend 1943, S. 62)

Dem in diesen Märchen und Späßen umrissenen Zigeuner macht es nichts aus, sich demütig bei den Wohlhabenderen einzuschmeicheln oder das Ersehnte auf alle möglichen Weisen zu erbetteln. Im Märchen „*Die Zigeuner und die Bienen*“ (Orend 1943, S. 59) schafft Gott die Biene, um sie den Menschen auf der Erde zu geben. „*Natürlich war der Zigeuner gleich dabei, riss dem Herrgott die Biene aus der Hand und fing an zu betteln (...).*“

Das Verhalten des Zigeuners den Mitbewohnern gegenüber wird als hinterlistig und trügerisch unterwürfig geschildert. Wegen einem gestohlenen Ross drangenommen, ist die Reaktion des Zigeunerjungen: „*<Sie sollen leben, gnädiger Bezirksrichter, aber ich habe es nicht gestohlen>, antwortete Druschi und wollte ihm die Hand küssen.*“ (Schullerus 2005, S. 8).

• *Unstandhaftes Benehmen und Gewalttätigkeit*

Eines der Attribute, das den Zigeuner in den untersuchten kinderliterarischen Texten oft „schmückt“, ist ihr auffallendes, meist nicht den Verhaltensregeln der Gesellschaft entsprechendes

Benehmen. Die Skala erstreckt sich von kleinen Frechheiten bis zur Prügelei, was den Dorfbewohnern ein Dorn im Auge ist. Unverschämte Antworten sind dabei das Unschuldigste. So, zum Beispiel, ärgert sich der Leutnant, als Tschiripik seine Kirschen aufisst und fragt ihn, wie er sich das erlaube. „<So>, *antwortete Tschiripik und steckte vier Kirschen auf einmal in den Mund.*“ (Schullerus 2005, S. 16). Auch das Betrunkensein gehört in einigen Kindergeschichten zum Image des Zigeuners. Am Mediascher Markttag, nachdem die Zigeunerbruderschaft seinen Durst gestillt hatte, „(...) *fassten sie einen den anderen, alle zehn, mit dem Hut auf der Seite torkelten sie durch die Straßen und schrien laut.*“ (ebd., S.9) Die Neigung zur Gewalt bildet desgleichen ein tief verwurzelt Stereotyp in den Märchen. In angetrunkenem Zustand scheint der Zigeuner kein Pardon zu kennen: „*Da ließ er seine Frau und fing nun an auf den ersten besten an zu schlagen*“ (Haltrich 1972, S. 88) In „*Der Zigeuner mit dem Pferd*“ freut sich das Kind des Zigeuners darauf, dass die Stute füllnen wird und dass es dann auch reiten könne. Darüber regt sich der alte Zigeuner aber auf: „*<Was, du Elender, du willst mir das Füllen reiten? Um es zu verderben? Na, wart nur, du Räuber, (...), lieber bring ich dich um.> Er nahm sich einen Strick und schlug ihn, daß er ihn fast verstümmelte (...).*“ (Schullerus 1977, S. 240) Der Erzähler schließt mit der klischeegründenden Bemerkung: „*So sind die Zigeuner*“ (ebd.) Adolf Schullerus wickelt diese Eigenschaft mit schwarzem Humor in einen Dialog zwischen Porofloja aus der großen Zigeunerfamilie Tschiripiks und dem Pfarrer, dem er vor Ostern beichtet: „*Ich habe die Mütze meines Vaters zerhackt.*“ (Schullerus 2005, S. 10). Als der Pfarrer darin nichts Schlimmes entdecken will, ergänzt der Erstere: „*Aha, es war aber auch der Kopf meines Vaters drin.*“ (ebd.) Was das Zigeunerheldentum betrifft, so fällt das Bild des Zigeuners nicht glänzend aus. „*Der Zigeuner ist feige von Natur (...). Vor der Gewalt und in Gefahr*

duckt und beugt er sich, ist er aber weit vom Schuß, dann lärmt und poltert und droht er.“ (Haltrich 1972, S. 410).

• **Armut und Schmutz**

Angesichts der bisher genannten Wesenszüge scheint die Tatsache, dass der Zigeuner in Armut und Elend geschildert wird, kaum noch zu überraschen. Seine Assoziation in den kinderliterarischen Texten mit einer kinderreichen Familie, deckt sich mit Teutsch' Erklärung: *„Je mehr Kinder die Zigeunerin hat, umso stolzer ist sie, umso größeres Ansehen genießt sie unter ihren Stammesgenossen. Eine kinderlose Ehe ist geradezu unhaltbar.“* (1933, S.109) Das Ansehen unter den Dorfbewohnern fehlt jedoch völlig aus der Reflexion des Zigeuners. Die Märchen und Geschichten geben nur die schlechten Bedingungen wieder, in denen dessen Kinder aufwachsen: *„Ein Zigeuner hatte viele Kinder und wenig zu essen.“* (Orend 1943, S. 69) – ist die Einleitung mancher Erzählungen. Andere werden ähnlich eingeleitet: *„Ein Zigeuner (...) hatte zu Hause eine Menge Kinder“* (ebd., S. 75) oder *„Der [Zigeuner] hatte so viele Kinder wie Löcher in einem Siebe und noch eines mehr (...)“* (Schullerus 1977, S. 496f.) Elend kennzeichnet auch Tschiripiks Zigeunerverwandtschaft. *„Viele Kleider zum Anziehen hatten sie nicht“* (Schullerus 2005, S. 16) sagt der Erzähler über Tschiripik und dessen Frau und deren Verwandten beschreibt er: *„Ganz erfroren und verhungert kam Hirip ins Nachbarsdorf (...)“* (ebd., S. 23). Nicht selten ist der Zigeuner wegen seiner Armut Zielscheibe des Spottes: *„He, Zigeuner, frierst du nicht so nackt?“* (ebd., S. 78), doch er scheint sich gut wehren zu können *„Herr, deine Nase ist auch nackt, frierst du dort nicht?“* (ebd., 79). Ironisch erinnern einige Märchen an die Zeit, als es dem Zigeuner besser ging: *„Früher, vor langer Zeit, hatten die Zigeuner auch Korn.“* (Orend 1943, S. 79) oder *„Die Zigeuner hatten einmal auch ein eigenes Dorf und*

Grundeigentum, bauten das Feld und säeten [sic!] Korn.” (Haltrich 1972, S. 409).

Die Randstellung der Zigeuner widerspiegelt sich auch im Ort, an welchem sie sich in ihren ärmlichen Hütten niederlassen dürfen. Aus vielen Textstellen wird deutlich, „*sie bloß am Ende der Ortschaften sich angesiedelt finden, wo sie nur geduldet werden.*” (ebd.)

Auf die Tatsache, dass der Zigeuner nicht nur elend, sondern auch schmutzig sei, wird in vielen Märchen durch dessen schwarze Hautfarbe angespielt. Der Kontrast „sauber – unsauber”, manchmal auch „schön – hässlich” findet seine Reflexion in den sprachlichen Stereotypen vom weißen, guten und schönen bzw. vom schwarzen, bösen und hässlichen Menschen. Dieses Klischee findet in zahlreichen kinderliterarischen Texten einen Niederschlag. Es kann in Form von scheinbar harmlosen Einleitungssätzen zum Ausdruck kommen: „*Weiß wie die Federn eines Raben sitzt in der Tür seiner Hütte der Zigeuner (...)*” (Schullerus 1977, S. 445) oder in konkreten Formulierungen. So zum Beispiel erblickt im Märchen „*Die Ungeborene, Niegesehene*” ein Zigeunermädchen im Wasser das wunderschöne Gesicht eines jungen Mädchens, das in dem Baum über dem Brunnen sitzt, und glaubt, ihr eigenes Spiegelbild gesehen zu haben. Vor Freude zerbricht sie den Krug, „*denn sie hatte (...) immer hören müssen, wie schwarz und häßlich sie sei.*” (Schullerus 1930, S. 97)

- ***Dummheit und Ungebildetsein***

Diese beiden Eigenschaften konturieren das komische Bild des Zigeuners in den untersuchten Texten. Sie gehören zu jenen Charakteristika, die zwar zur Belustigung der Mitbürger aber dennoch zur Ausgrenzung der Roma führen. Der Zigeuner wird in vielen Erzählungen als ungebildet geschildert, was von den anderen Menschen nicht selten ausgenützt wird. Als ihn der Wirt anlügt, dass der Jahrmarktstag versetzt wurde und ihm die Zeitung zeigt, „*schaute*

[Tschiripik] in die Zeitung und musste glauben, was drin stand.“ (Schullerus 2005, S. 10). Beim Brunnengraben befürchten die Zigeuner, dass „*die Herren vom Amt*“ sie betrügen könnten, denn mit „*dem Metermaß kannten sie sich nicht aus.*“ (ebd., S. 22). Eine Kirche baut sich der Zigeuner auch, um darin Pfarrer zu sein aber „*lesen konnte er nicht, so wußte er auch nicht, was er vor dem Altar singen sollte.*“ (Schullerus 1977, S. 375).

In manchen Erzählungen scheint der Zigeuner wirklich dumm zu sein. Auf dem Jahrmarkt wird er gefragt, wieso er den Sack nicht auf das Pferd legt, das er reitet: „*Na, ich wollte, dass das arme Pferd nicht so schwer tragen muss, darum habe ich ihn auf den Rücken genommen.*“ (Schullerus 2005, S. 7). Von der Ziege denkt er, dass sie seinen Diebstahl verraten könne: „*Als Tinku die Ziege zwischen den anderen sah, lief ihm der Schweiß über den Rücken (...). In ihrer Sprache erzählt sie sicher den anderen, was geschehen war.*“ (ebd., S. 18) Einem Städter glaubt er, dass die Kürbisse Eselseier seien, „*die der Landwirtschaftliche Verein zur Hebung der Landwirtschaft eingeführt hat.*“ (ebd., S. 23) Saure Milch holte sich der Zigeuner von einer Bäuerin in seinem Hut und als sie ihm auch die süße Milch brachte, „*drehte der Zigeuner den Hut um, sie solle ihm die Milch dahinein schütten.*“ (Orend 1943, S. 79) Es sind jedoch auch solche Textstellen zu unterscheiden, in welchen sich der Zigeuner selbst dumm stellt, um heil davonzukommen, nachdem er wieder etwas angerichtet hat. Die dümmlichen Bemerkungen amüsieren den Leser, wirken sich aber bis zuletzt negativ auf das Endbild des Zigeuners aus. Als der Baron mit dem Zigeuner schimpft, dass er ihn auf der Stelle erschossen hätte, wenn er die Kutsche überschlagen hätte, antwortet Tschiripik: „*Aber danach wäre ich keinen Tag länger im Dienst geblieben.*“ (Schullerus 2005, S. 5)

c. Das Zigeunerpaar

In den untersuchten Texten fällt bald auf, dass die Wahrnehmung des Mannes sich wesentlich von der der Frau unterscheidet. Erstens tritt die Zigeunerfrau viel seltener auf als der Mann und ist daher auch nicht so oft als Zielscheibe des Spottes geschildert. Zweitens scheinen die negativen Merkmale der Zigeunerfigur, die bisher angeführt wurden, eher auf den Mann konzentriert zu sein. Die Frau kommt manchmal auch neben ihrem Mann als negative, gefürchtete Gestalt vor. So zum Beispiel erschrickt der Wolf im Märchen „*Der Johannistag der Wölfe*“ in der Dunkelheit vor Haustieren und erzählt den anderen Wölfen: „*Eine Zigeunerin (die Katze) kratzte mit einer langzahnigen Hanfhechel mich ins Gesicht; ihr Mann (das Pferd) schlug mich mit einem dicken Schmiedehammer in die Herzgegend (...)*.“ (Haltrich 1972, S. 351) In den meisten Fällen wird die Frau nicht gewalttätig geschildert. Sie wird in einigen Märchen sogar im Gegensatz zu ihrem Mann vorgestellt, von dem sie selbst geschlagen wird. Als müde Wanderer um Herberge bitten, sagt die Zigeunerin: „*Ich möchte euch gerne aufnehmen, (...), aber mein Mann wird euch mißhandeln, wenn er nach Hause kommt.*“ (ebd., S. 88). Nur selten wird die Frau als hässliche Gestalt dargestellt, wie im schon erwähnten Märchen „*Die Ungeborene, Niegesehene*“ von Adolf Schullerus. Viel häufiger erscheint sie malerisch schön und wird auch von vielen Nichtzigeunern begehrt: „*Aber dies Mädchen war so schön, wie man noch nie gesehen, mit der Sonne auf dem Rücken, dem Mond auf der Brust und den Sternen in den Augen.*“ (Schullerus 1977, S. 164)

d. Positive Wesenszüge

In viel kleinerem Maße als von den negativen Eigenschaften wird das Bild des Zigeuners durch positive Merkmale abgerundet. Außer

der Schönheit seiner Frau wird ihm die Nützlichkeit seines Berufes und seine Geschicklichkeit dabei anerkannt, soweit er Lust zum Arbeiten hat und nicht gerade beim Trinken sitzt. In manchen Märchen handelt er mit Pferden („*Der Zigeuner mit dem Pferd*“, in: Schullerus 1977, S. 239), in anderen hütet er Schweine („*Die Tochter des Schweinehirten*“, in: ebd., S. 164) oder erscheint als Schmied oder als Musiker des Dorfes „*Wenn er Geld hat, ist er im Wirtshaus; hat er keins, ergeigt er sich einen Trunk oder er nimmt den Hammer und macht Schuh – und Lattnägel.*“ (Haltrich 1972, S. 92)

In Misch Orends Märchen „*Dododitzi*“ (1943, S. 66) wird der vermeintlich typische Zigeuner geschildert:

„Im übrigen war er ein Zigeuner, wie er im Buch steht. Er hatte nie in seinem Leben Noten gelernt, besaß aber ein feines Gehör und konnte jede Melodie, die er dreimal gehört hatte, nachgeigen, oder – wie er sagte: <Mit dem Ohr stehen.> Er verstand auch andere einträgliche Kunst, konnte Schuhe und Kessel flicken, Pferde beschlagen, den <bösen Hals> bei Schweinen heilen und selbst bei Kindern gegen die <böse Art> reden. Dabei verstand er es meisterhaft, die Handgriffe und Fertigkeiten der einen Kunst der anderen dienstbar zu machen.“

3. Ein Vergleich zur Erwachsenenliteratur

Bevor die Schlussfolgerungen über das Bild des Zigeuners in der rumäniendeutschen Kinder- und Jugendliteratur zwischen 1918 – 1944 gezogen werden, lohnt sich ein kurzer Einblick in die Novelle „*Der Zigeuner*“ von Heinrich Zillich, die in derselben Zeitspanne aber für erwachsene Leser erschienen ist. Dabei soll nicht die Handlung im Mittelpunkt stehen, sondern die ausgewählten Zitate,

welche zahlreiche Stereotypen verkörpern und mit den oben erwähnten Klischees verglichen werden sollen.

- **Aussehen und Verhalten:**

„Er trug einen Leinenanzug, der an vielen Stellen zerrissen war. Die Schuhe hielten noch zusammen, der Huf hatte kein Band. Ein Sack unter dem Arme hing schlaff. (...) Mit einem faulen Schritt trat er über den Graben (...). Über das Brückengeländer spuckte er im Bogen ins Wasser.“ (Zillich 1931, S. 241)

- **Armut und soziale Stellung:**

„Er kam von seiner Mutter, wo er fünf hungerige Wintermonate lang in einer Lehmhütte am Dorfende gehaust hatte.“ (ebd., S. 242)

- **Schmeichelei und Bettelei**

„<Hast du nicht auch ein Söhnchen, hast du nicht auch ein kleines süßes Kind, das muß nicht hungern, das muß nicht frieren. Dem gibst du Brot, weiß wie du bist, liebe Herrin. Warum gibst du nicht auch dem Kind, das meine Mutter zur Welt gebracht hat, so schwer wie du, Herrin, aber arm, arm wie ein abgenagter Hundeknochen -. (...) Eine stolze bist du. Eine Gute bist du nicht – o, nur Brot, ein kleines Stück Brot>.“ (ebd., S. 243)

- **Frechheit und unanständiges Verhalten**

„Da bemerkte er eine junge Magd, die mitten im Hofe stand. Obwohl er seinen Weg dadurch verlängerte, sprang er zu ihr hin, griff ihr an den Leib und schrie auch schon. Sie schlug kreischend und voll Ekel auf ihn ein.“ (ebd.)

- **Gewalttätigkeit**

„Das Mädchen fuhr herum und lauschte. (...) Krachend hatte er sie in den Armen und bog sie über den Grabenrand. Sie schrie nicht auf, sie stöhnte und hieb auf seinen Kopf ein. Sich duckend trat er ihr gegen das Schienbein, ließ sie jäh frei und schlug ihr ins Gesicht. Sie wurde schwer in den wieder zufassenden Armen. Da warf er sich auf sie.“ (ebd., S. 245)

- **Beschäftigung**

„<Willst du Mörtel mischen oder Ziegel tragen?> <Mörtel>, schrie der Zigeuner entzückt, <Mörtel>. (...) Die drei Mörtelmischer waren Zigeuner wie er.“ (ebd., S. 249)

- **Das Zigeunermädchen**

„Beim Läuten der Mittagsglocke auf dem Baugerüst liefen die Zigeunermädchen mit den Mörteltragen zur Hütte. Viele waren dürr mit schwangeren abstehenden Bäuchen. Ihre braunen Füße, an denen sich die große Zehe wie ein Daumen abbog, klatschten auf dem Lehm Boden.“ (ebd., S. 251)

Schlussbemerkungen

Aus den zahlreichen angeführten Beispielen wird deutlich, dass die Feststellungen der Wissenschaftler mit dem in Märchen und Erzählungen widerspiegelten Bild des Zigeuners an vielen Stellen übereinstimmen. Überraschend ist die Detailkenntnis über die Art und Lebenseinstellung dieser Minderheit im Vergleich zu den anderen Minderheiten, die in dem analysierten Textkorpus eher skizziert erscheinen. Steht der Zigeuner im Mittelpunkt der Schilderung, so treten die Rumänen, die Sachsen und die Ungarn als dessen wohlhabende und überlegene Gegenspieler auf. Sobald die Aufmerksamkeit jedoch dem Rumänen gewidmet wird, so wird er nicht selten arm, faul und diebisch dargestellt. Das Bild des Anderen ändert sich also wie in einem Kaleidoskop, je nachdem wie man ihn dreht. Am deutlichsten tritt in den kinderliterarischen Texten jedoch der Zigeuner in den Vordergrund. In diesem Zusammenhang behauptet Misch Orend über die Märchen der Siebenbürger Sachsen:

„Umgeben von Rumänen, Madjaren und Zigeunern hat das Volk seinen Witz und Frohsinn nicht nur an den Volksgenossen des Nachbardorfes gehängt, sondern in besonderem Maße an den Zigeuner, der in seinem ganzen Wesen so anders geartet ist, als es selbst. Die überlegene und

selbstbewußte Haltung der Deutschen dem Zigeuner gegenüber wird nirgend verheimlicht.” (1943, S. 1)

Im Vergleich zu dem Bild des Zigeuners in der Erwachsenenliteratur, wo die Vorurteile und Stereotypen viel krasser zum Ausdruck kommen, werden diese in den kinderliterarischen Texten in einer unschuldigeren Note widerspiegelt. Was Eva Krekovièová beim Volkslied feststellt, stimmt auch für das Märchen und die Kindergeschichten. Sie beobachtet *„einerseits eine gewisse <Abschleifung der Kanten>, die Zensurierung extremer Haltungen (...). Auf der anderen Seite reflektiert das Lied unverhohlen sehr stark verwurzelte Vorurteile gegenüber den Roma (...).“* (Krekovièová 1998, S. 15) Die Bezeichnung „Zigeuner“ als Schimpfwort oder als Synonym für „Dieb“, „Lügner“, „Betrüger“, „armer und schmutziger Mensch“ wird durch die Konnotationen „lächerlicher Dummián“, „Musiker“ oder „Schmied“ verharmlost. *„Die Vielschichtigkeit und Häufigkeit der Merkmale im Bild des Zigeuners ist ein Beweis für die langfristigen und regelmäßigen Kontakte der autochtonen Bevölkerung mit den Roma“* (ebd.) Die Wahrnehmung des Zigeuners in der rumäniendeutschen Kinder- und Jugendliteratur 1918-1944 geschieht zwar durch Stereotypen, aber sein Bild integriert sich vollkommen in die bunte Minderheitenlandschaft Siebenbürgens. Er wird als „anders“ empfunden und deswegen oft ausgegrenzt, aber diese Ausgrenzung ist nicht gleichzusetzen mit dem Gefühl der Fremdheit und Unbekanntheit. Der Zigeuner, wie seine komplexe Reflexion beweist, ist ein Teil Siebenbürgens und dessen kollektiven sozialen Gedächtnisses.

Anmerkungen

¹ Erscheint zwischen 1924 und 1939

² Interessant ist die Feststellung, dass die Wörterbücher neuerer Erscheinung Redewendungen und Ausdrücke meiden, die das Wort „Zigeuner“ in einem pejorativen Sinn enthalten. Das angeführte Beispiel wurde dem ungarisch – deutschen Wörterbuch von Ballagi Mór entnommen, das 1890 herausgegeben wurde.

³ siehe dazu und zu anderen Selbstbezeichnungen die Erläuterungen von Teutsch (1933:101)

⁴ Eigene, freie Übersetzung

⁵ Zur Befreiung der Roma von der Leibeigenschaft, sowie zu ihrer Geschichte auf dem Gebiet Rumäniens siehe Achim (1998), besonders S. 76 – 104.

⁶ Eigene, freie Übersetzung

⁷ Eine Übersicht zu den Arbeiten rumänischer Forscher auf dem Gebiet der Tsiganologie ist bei Nastasă; Varga (2001), sowie bei Achim (1998) zu finden.

⁸ Siebenbürgischer Ethnograph und Lehrer. Er studierte u.a. die Lebensweise und Sprache der Zigeuner. Um seinen Forschungen nachgehen zu können, gab er seine Lehrerstelle auf und wanderte zehn Jahre lang als Mitglied eines Zigeunerstammes mit diesem herum. Wichtige Arbeiten: „*Die Sprache der transylvanischen Zigeuner*“ (Leipzig, 1884); „*Märchen und Sagen der transylvanischen Zigeuner*“ (Berlin, 1886); „*Vom wanderischen Zigeunervolke*“ (Hamburg, 1890); „*Volksdichtung der siebenbürgischen und südungarischen Zigeuner*“ (Wien, 1890).

⁹ Wegen mangelnder Sprachkenntnisse werden die Beispiele nicht aus dem sächsischen Originaltext sondern aus der deutschen Übersetzung von Melitta Schüller angeführt, deren Typoskript im Anhang zu finden ist.

Bibliografie

Primärliteratur

- Orend, Misch (1943): *Schnurren und Späße aus Siebenbürgen*. Hermannstadt.
- Haltrich, Josef (1972): *Sächsische Volksmärchen aus Siebenbürgen*. Bukarest.
- Schullerus, Adolf (1928): *Geschichte vum Tschiripik uch ånder lastich Zegunemeeren*. Hermannstadt.
- Schullerus, Adolf (1930): *Siebenbürgisches Märchenbuch*. Hermannstadt.
- Schullerus, Pauline (1977): *Rumänische Volksmärchen aus dem mittleren Harbachtal*. Bukarest.
- Schullerus, Adolf (2005): *Geschichten vom Tschiripik*. (Übersetzung aus der sächsischen Mundart von Melitta Schüller) – Typoskript.
- Zillich, Heinrich (1931): Der Zigeuner. In: *Klingsor, Siebenbürgische Zeitschrift* 1931, 8. Jahr, H. 7, S. 241-251, H. 8, S. 281-291, H. 9, S. 321-331.

Sekundärliteratur

- Achim, Viorel (1998): *Piganiî în istoria României*. Bucureşti.
- Albrecht, Corinna (1997 a): Der Begriff der, die, das Fremde. Zum wissenschaftlichen Umgang mit dem Thema Fremde – Ein Beitrag zur Klärung einer Kategorie. In: Bizeul, Yves; Bliesener, Ulrich; Prawda; Marek (Hg.): *Vom Umgang mit dem Fremden. Hintergrund. Definitionen. Vorschläge*. Weinheim; Basel, S. 80 – 93.
- Albrecht, Corinna (1997 b): Überlegungen zum Konzept der Interkulturalität. In: Bizeul, Yves; Bliesener, Ulrich; Prawda; Marek (Hg.): *Vom Umgang mit dem Fremden. Hintergrund. Definitionen. Vorschläge*. Weinheim; Basel, S. 116 – 122.

- Albrecht, Corinna (2003): Fremdheit. In: Wierlacher, Alois; Bogner, Andrea (Hg.): *Handbuch interkulturelle Germanistik*. Stuttgart, S. 232 – 238.
- Ballagi, Mór (1890): *Ungarisches und deutsches Wörterbuch*. Budapest.
- Bieti, Vladimir (2001): *Literatur- und Kulturtheorie. Ein Handbuch gegenwärtiger Begriffe*. Reinbek bei Hamburg.
- Büker, Petra; Kammler, Clemens (Hg.) (2003): *Das Fremde und das Andere. Interpretationen und didaktische Analysen zeitgenössischer Kinder- und Jugendbücher*. Weinheim; München.
- Dörrich, Sabine (1998): Die „Dritte Welt“ im deutschsprachigen Kinder- und Jugendbuch: Eine Typologie. In: *Tangram* Nr. 5 (1998), S. 9 – 14.
- Duden. Deutsches Universalwörterbuch (1996³). Mannheim et al.
- Giesen, Bernhard (1993): *Die Intellektuellen und die Nation*. Frankfurt am Main.
- Kaser, Karl; Gruber; Siegfried; Pichler, Robert (Hg.) (2003): *Historische Anthropologie im südöstlichen Europa. Eine Einführung*. Wien; Köln; Weimar.
- Kaser, Karl (2003): Umgang mit den Anderen. In: Kaser, Karl; Gruber; Siegfried; Pichler, Robert (Hg.) (2003): *Historische Anthropologie im südöstlichen Europa. Eine Einführung*. Wien; Köln; Weimar.
- Krekovièová, Eva (1998): *Zwischen Toleranz und Barrieren. Das Bild der Zigeuner und Juden in der slowakischen Folklore*. Frankfurt am Main et al.
- Martins-Heuß, Kirsten (1983): *Zur mythischen Figur des Zigeuners in der deutschen Zigeunerforschung*. Frankfurt am Main.
- Teutsch, Julius (1933): Die Siebenbürgischen Wanderzigeuner. In: *Klingsor, Siebenbürgische Zeitschrift* 1933, 10. Jahr, H. 3, S. 101-112.
- Nastasã, Lucian; Varga, Andrea (Hg.) (2001): *Minoritãpi etnocolturale. Mãrturii documentare. biganii din Romãnia (1919-1944)*. Cluj.

-
- Waldenfels, Bernhard (1997): Phänomenologie des Eigenen und des Fremden. In: Münkler, Herfried (Hg.) (1997): *Furcht und Faszination. Facetten der Fremdheit*. Berlin, S. 65-83.
- Wierlacher, Alois (Hg.) (1993): *Kulturthema Fremdheit, Leitbegriffe und Problemfelder kulturwissenschaftlicher Fremdeheitsforschung*. Mit einer Forschungsbibliographie von Corinna Albrecht et al. München.
- Wierlacher, Alois; Bogner, Andrea (Hg.) (2003): *Handbuch interkulturelle Germanistik*. Stuttgart.
- Witting, Emil (1935): Über unsere Zigeuner. In: *Klingsor, Siebenbürgische Zeitschrift* 1935, 12. Jahr, H. 3, S. 98-107.
- Wittstock, Erwin (1927): Von den Zigeunern. In: *Klingsor, Siebenbürgische Zeitschrift* 1927, 4. Jahr, H. 2, S. 41-54.